Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 13 (1909)

Artikel: Conrad Ferdinand Meyer, der Dichter und Mensch
Autor: Teutenberg, Adolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-571535

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Conrad Ferdinand Meyer, der Dichter und Mensch.

II. Der Mensch.

Wie als Künstler, so hat sich Conrad Ferdinand Meyer auch als Mensch im wirklichen Leben zurechtsuchen müssen und sich nur sehr schwer und nach langem, qualvollem und unruhigem Tasten und Irren zurechtfinden können. Wir wissen nicht allzuviel von diesem langen Leidenswege. Ein Zürcher Patrizierkind, kann er sich, da er von einer ererbten schweren Nervosität hin- und hergeworfen wird, auf eine nützliche und folgerechte Tätigkeit nicht konzentrieren und gerät dadurch in die Mißachtung seiner etwas spießbürgerlich beschränkten Umgebung, eine Mißachtung, die auf seiner feinfühligen und auf kräftige Abwehr nicht eingerichteten Seele um so schwerer lastet, als sie ihm nie bündig und offen ins Gesicht geworfen wird. Mehr als einmal ist der unendlich Gequälte daran, unter der Marter der äußern und innern Bedrängnisse zusammenzubrechen und das Kreuz seines unerträglichen Lebens von sich zu werfen. Aber er tut es nicht. Es ist auch gegenüber jenen herabziehenden Gewalten etwas von dem „Schweizertrotzkopf" in ihm lebendig, den er später lachend an sich beobachtet — ein wackerer Huttentrotz, der stumm sich auflehnt gegen den Ansturm seiner Dämonen und zäh standhält gegenüber den Plaggeistern, die das Schicksal seiner unter einem ungünstigen Stern erfolgten Geburt gegen ihn losgelassen hat ... Und dann hält ihn eine stille Hoffnung, eine insgeheim gehegte Erwartung: aus weiter, weiter Ferne winkt ein kleines, strahlendes, tröstendes Licht! Er weiß, es wird ihn aus seiner Gebundenheit ins Freie führen, er weiß, es wird ihm aus der gestaltlosen Tiefe seines dumpfen Weh's hinaufleuchten auf die helle Straße, die die Sonne des Glücks bescheint. Er hütet und nährt das Flämmchen. Er läßt von seiner Wärme zuweilen etwas heraus, von seinem zitternden Schein zuweilen etwas auf die philisterlich graue Umgebung überstrahlen. Aber ach, die Menschen verstehen ihn nicht! Verstehen es nicht, daß die schaffende Sorge um das eine, was nottut, die Sorge um Bereicherung des innern Menschen tiefer wurzeln und sich stärker rühren kann als jene andern Sorgen und Sörgelchen um die Scheingüter des Lebens zusammengenommen. Sehen es nicht, daß hier ein von der Natur stiefmütterlich bedachter Mensch nach einer höher gelegenen Welt sich sehnt und sich mühend strebt, die seine Heimat ist. Hart sind diese Menschen und grausam in der kläglichen Philisterei ihres auf die Außenseiten begrenzten Sehens und Urteilens. Sie lachen über den närrischen Verseschmied, der es zu keinem ihrer Aemtchen und Pöstchen bringen kann und mag, die den Menschen erst respektabel und als Stadt- und Staatsbürger vollwertig machen, die dem Leben erst Relief und Fassade geben und aus denen sich so biedermännisch-behaglich auf die wohleingerichtete Welt herabschmunzeln läßt ... Sie verachten ihn, auch wenn sie diese Verachtung bisweilen vor dem stummen, in sich verschlossenen Träumer verstecken. Und ach, sie schenken dem Entgleisten und nicht mehr auf die rechte Bahn zu Bringenden gar ihr Gott wohlgefälliges, leider nur allzu neugierig forschendes Mitleid ... Und er, er hört dieses lieblose Gelächter, hart schlägt es an sein feines Ohr und härter noch an das zarte Organ seiner nach Liebe sich verzehrenden Seele; er sieht diese allgemeine Gebärde der Verachtung, sie preßt ihm blutige Tränen aus dem flimmernden Aug' und läßt ihn die Flucht ergreifen wie einen geprügelten Hund ... Und nun schwindet das schöne Licht, und es breiten sich wieder schwere schwarze Schatten um seine geängstete Seele. „Wüßten Sie nur, verehrter Freund," schreibt er später seinem Verleger Haessel, „welchen hemmenden Einfluß ein gewisses teilnahmsloses Wohlwollen und achselzuckendes Gewährenlassen jahrelang auf mich ausübte!" In diesen Tagen des Schmerzerleidens macht Conrad Ferdinand Meyer die Schule seiner Menschenkenntnis durch. Bis hinunter auf den frommen Selbstbetrug des Mitleids dringt er in die menschliche Seele. In diesen Tagen des Leiderlebens sammeln und verdichten sich in ihm die Elemente seiner tragischen Natur zu einer tiefpessimistischen Lebensstimmung, die er zwar hat über-

winden, aber niemals hat abschütteln können. „Ich habe unsagbar dunkle Stunden," hat er später, als er in den Lichtbereich des Lebens denn doch eingedrungen war, einmal gesagt, „wo mir die Verderbtheit, die maßlose Ungerechtigkeit der Menschen und ihr Weh vor Augen tritt ..." Er sprach aus der langen und bittern Erfahrung einer „verscherzten Jugend", deren herber Schmerz bis ans Ende in seiner leicht zu erschütternden Seele nachzitterte.

Diese tragische Lebensstimmung durchdringt das Schaffen des Dichters Meyer, dieses schwere Leidempfinden des Lebens spricht sich auch in der Gehabung des Menschen und in seinen außerpoetischen Bekenntnissen aus. Zahlreich sind die Aeußerungen Meyers, die es aussprechen oder ahnen lassen, zu welch einem schweren Tragen an sich und der Welt das angeborene schwerblütige Temperament ihn verurteilt hat. „Es ist entsetzlich," schreibt er dem Freunde Friedrich von Wyß, „in welchem Spital wir hienieden leben, und sehr leicht von einer Welt, die uns verläßt, sich abzukehren ..." An Lingg: „Ich glaube, lieber Freund, daß Sie sich mein Dasein ein bißchen idealisieren, wie wir es mit einem fremden Dasein zu tun pflegen. Ich trage mein Bündel, dessen Inhalt ich Ihnen nicht detaillieren will — und bin so glücklich, als mein Naturell und die Einrichtung dieses Erdballs es zulassen." Das einzig heitere, von Kellerischem Humor durchseelte Kind seiner Muse — „Der Schuß von der Kanzel" — ist nach Meyers wiederholtem Wort ein „tolles Zeug", das ihm „eigentlich gar nicht zu Gesicht steht" — „Mir individuell hinterläßt das Komische immer einen bitteren Geschmack, während das Tragische mich erhebt und beseligt." Und sein eingeborenes leibliches Kind kann er nicht anders als mit einer geheimen Sorge betrachten: „Das Kindchen gleicht mir äußerlich auffallend. Wenn es mir auch innerlich ähnlich sähe, würde es kein leichtes Leben haben." Das Beste, was des Dichters ungestilltes Herz sich wünschen kann, ist die tiefe Harmonie einer ganz beruhigten Seele; aber er kann sie nur von ferne empfinden: „Ich wünsche von Herzen Gesundheit, nicht viel Einsamkeit, nicht zuviel Leute und jenes Reich des Friedens, welches ich zwar nicht besitze, aber doch zeitweilig empfinde, ohne es mir erklären zu können ..."

Selbstquälerische, unter der Zwiespaltigkeit ihrer idealen Sehnsucht und der Gemeinheit der Welt schwerleidende Menschen vom Schlage Conrad Ferdinand Meyers können nur durch einen großen Akt der Selbstüberwindung zu einem erträglichen Verhältnis zum Leben gelangen. Meyer hat diese Selbstüberwindung geübt; er gesteht öfters, daß er „viel leidet und viel kämpft"; ihm ist ein großer Zug des Heroismus bei aller nervösen Schwäche und daraus entspringenden „Lebensunsicherheit" eigen: „Ihr wißt nicht, welcher Schenkelschluß dazu gehört," läßt er sich einmal vernehmen, „das Leben souverän zu traktieren!" Freilich fällt es ihm, den die ererbte nervöse Natur leicht aus dem Sattel wirft, schwerer als andern tragisch Gestimmten von festerer Konstitution und daher konstanterem Willen, über die dunkeln Mächte des Lebens zu triumphieren: der „Käficht seines Leibes" hat sein Wollen allezeit stark behindert. „Eine gründliche Beseitigung meiner nervösen Reizbarkeit," fühlt er, „ist vielleicht der kürzeste Weg für mich, noch etwas Tüchtiges zu liefern." Aber diese angeborene Reizbarkeit hat ihn eigentlich nie verlassen. Er beklagt es öfter, daß er keine rechte „Lebenssicherheit" gewinnen könne; er möchte es seinem Nachbar, dem Grafen Plater, nachtun, der „die Dinge grandement nimmt, indem er sie ignoriert"; aber „er kann es nicht"; er möchte sich auch von einer gewissen überfeinen Sensibilität der Seele, die mit seiner zarten Nervenkonstitution zusammenhängt, gerne befreien: „Es ist in mir ein gewisses dummes Zartgefühl," klagt er dem Freunde Friedrich von Wyß, „eines meiner vielen Raffinements, das en souffrance kam", und ein andermal hat er eine Art „unmotivierter Apprehension", daß seinem Verleger etwas zugestoßen sein könne. Diese Feinempfindlichkeit des Leibes und der Seele erstreckt sich bis auf

die atmosphärische Luft, die ihm in Graubünden einmal „zu schwer", in Rom dagegen geradezu „leichtsinnig" vorkommt. „Ich bin für atmosphärische Einflüsse," gesteht er selbst, „sehr sensibel, ja reizbar ...", wie ihm denn auch „die Kälte immer bekommt", „schöne trockene" Tage ihm eine „erhöhte Arbeitskraft" geben und ihn „Hochlandschaft und Alpenluft geradezu inspiriert". Zu dieser angeborenen Nervenschwäche treten eine Reihe von Erkrankungen ernster Natur, von denen der Dichter besonders im Alter oft heimgesucht wird. Erkältungen, Augen- und Halsentzündungen, Rheumatismen, Flußfieber, Grippe, asthmatische Beschwerden, die auch „Lunge und Herz in Mitleidenschaft ziehen" — solcherlei Uebel greifen ihn abwechselnd heftig an und reduzieren seine ohnehin mäßige Kraft auf ein Minimum.

Bei so starker physischer Behinderung kann man es erst ganz verstehen, wenn Meyer sagt, er habe „sich die Hände blutig geklettert", ehe er „oben war", er habe „zu tun", sich „seine eigene Zucht zu schaffen". Meyer muß mit einer gewissen Oekonomie seiner Kräfte zu Werke gehen, um das kostbare „Phlegma", das er sich zu eigen gemacht hat und in dem er „seine Sicherheit" sieht, auszukultivieren. Aber gerade dieses

Phlegma ist bei ihm ein Gewinn, den er nur um den Preis eines gewaltigen ethischen Einsatzes erringen konnte. Seine Lebensmeisterschaft ist wie seine Kunstmeisterschaft etwas vorwiegend Erworbenes, der Sieg einer hochstrebenden Persönlichkeit über die herabziehende Dämonie seines bedrohten Daseins.

Auch in diesem „äußern Kampf und innern Streite" kommt Meyer die von der Oberfläche in die Tiefen des Lebens steigende grüblerische Reflexion zu Hilfe. Tiefdringende Erkenntnis ist noch immer eine starke Ueberwinderin des Leidens gewesen. Indem er in die letzten Hintergründe der menschlichen Seele blickt, eignet er sich jene Gerechtigkeit an, mit der er als dem Resultat „einer vollkommenen Menschenkenntnis" seinen Helden Pescara schmückt. Indem er in die Zustände der Gegenwart und seiner nächsten Umgebung schaut, beginnt er deren peinliche Begrenztheit als Notwendigkeit zu verstehen und lernt es, selbst wo sie ihn zu bedrängen sich anschickt, sie läßlich zu nehmen. Indem er sich in die Geschichte zurückwendet, hört er daraus den Tumult der menschlichen Leidenschaften, den er zu einem gewaltigen Gesang zu gestalten liebt, sich entgegenschallen und schöpft daraus die Einsicht, die ihm zum Grundmotiv des Lebens wird: daß die Entsagung die einzige Rettung vor dem Leben und zugleich das einzig versöhnende Element des Lebens ist. Entsagung ist die Grundstimmung und bisweilen auch die leise zwischen den Zeilen tönende Predigt fast aller Meyerschen Werke.

Die Frucht der Meyerschen Lebenserkenntnis ist eine gedämpfte — keine trotzige oder bittere — Resignation, die ihre Wurzeln in einem Gefühl der Unvermeidlichkeit des Tragischen im Menschenleben hat. Ja, er geht darin so weit, daß er (man fühlt sich an seinen „Heiligen" erinnert) dem Schmerze als seinem geliebten Bruder in einer gewissen Weihestimmung die Hand reicht — er scheint ihn anzuschauen als einen Zuchtmeister, der's gut mit uns meint. Man höre nur, wie er den Freund Alfred Meißner über den drohenden Verlust der anscheinend hochgradig schwindsüchtigen Gemahlin zu einer heroischen Haltung zu ermutigen sucht. Nachdem er ihm vorgespiegelt, Davos heile oder halte hin „in infinitum", man habe tausend Beispiele davon, fährt er fort: „Noch etwas, das ich Ihnen ins Ohr sage — nur aus großer Freundschaft und Dienstwilligkeit. In meinen ganz schlimmen Zeiten habe ich mich oft mit etwas bescheidenem Mystizismus gefristet und ihn — in kleinen Dosen — probat gefunden, d. h. über die Unterwerfung unter das Notwendige, die ihre Heiligkeit in Würde hat, hinaus suchte ich im Schicksal, wie es falle, etwas zu lieben..." Es liegt wie ein versöhnender Glanz über der Meyerschen Resignation. Ein Glanz, aus dem bisweilen gar ein wehmütig lächelnder Humor hervorschimmern kann. „Durchgemacht in den letzten Jahren habe ich mehr, als ich je eingestehen werde," schreibt er 1889 seinem Freunde Friedrich von Wyß. „Was mich hielt, war eigentlich ein Seelenwanderungsgedanke. Ich sagte mir: Du hast öffenbar in einem frühern Dasein irgend etwas Frevles unternommen. Da sprach das Schicksal: Dafür soll mir der Kerl auf die Erde und ein Meyer werden. Beides muß nun redlich durchgelitten werden, um wieder in eine bessere Lage zu gelangen." Gelegentlich spitzt sich dieser Humor zu einer unschuldigen Ironie: „Hier" (Hôtel de la Poste), schreibt er demselben Korrespondenten aus Silvaplana, „haben wir gute Gesellschaft, und da der Oberkellner, ein Schwabe, den Jenatsch gelesen hat und das Buch im ganzen günstig beurteilt, werden wir auf Händen getragen." In seinen vier Pfählen — die ihm über alles gingen — kann sogar ein urkräftiges Gefühl von Behagen und tiefer Heiterkeit in ihn einziehen: „Ich habe anläßlich meines letzten Geburtstags den barbarischen Wunsch eines Kuchens mit vierundsechzig Kerzchen gehabt und" — man glaubt das Lachen eines Kinderglücks zu hören — „nun will ihn die Frau zu Weihnachten realisieren."

Meyer hat die große Freude an den kleinen Dingen. Die Freude an den Kuchen mit den Jahreskerzen wiederholt sich ihm öfter, auch als dem Töchterchen die Lichtlein flammen. Und über die Beschaffung eines schönen Salzfasses („etwas Kühnes ohne Frechheit, zur täglichen Auferbauung") verhandelt er mit dem befreundeten Kunsthistoriker J. R. Rahn mit einem Ernst und einer Breite, als handle es sich um die Erkundigung eines kulturhistorischen Details für eine Novelle. Vielleicht ist diese Liebe für die kleinen Dinge bei Meyer das natürliche Gegenstück zu seiner Gleichgültigkeit, um nicht zu sagen Abneigung gegen die großen Dinge, die sich in der Oeffentlichkeit abspielen: wenn Meyer sich einmal an „städtischer Geselligkeit" beteiligt, so tut er das „gegen sein Naturell"; er konstatiert öfters „eine gewisse sich in ihm vollziehende Abkehr von der Oeffentlichkeit" und lebt nach diesem Wort und würde „am liebsten ganz in der Stille arbeiten", wie er sich denn auch als einen „Stillen im Lande" zu bezeichnen liebt. Vielleicht und wahrscheinlicher aber entsprach dieses Sichverschließen vor der Welt, insbesondere vor der Welt der Geräusche, der Massenschauspiele, der gesellschaftlichen „Amüsements", in der die Phrase, die Pose, der Schein und die Eitelkeit dominieren, einem tief in ihm wurzelnden Zuge seiner ernsten und selbsttreuen Natur, wußte er doch zu gut, was es mit solcherlei unter dem Szepter einer schalen und oft genug heuchlerischen Konvention stehenden Anlässen auf sich hatte: die „Einzelheiten der Agonie und der Bestattung (Grabreden usw.)" seines angesehenen Schwiegervaters haben ihm, wie er schreibt, „einen realistisch bitteren Mund gemacht" über diese Dinge...

(Schluß folgt).

Wenn ich nachts ohn' Schlummer bin...

Wenn ich nachts ohn' Schlummer bin,
Ist's, als hört' ich Meere rauschen
Rings gedämpften Schalls, und lauschen
Muß ich, wie die Wasser ziehn —

Lauschen, bis mich trägt die Flut —
Bis ich plötzlich von den Wogen
Fühle mich zum Grund gezogen,
Wo der Rätsel Lösung ruht,

Wo ich all die Trümmer seh'
Mancher Hoffnung, die gestrandet,
Manchen Glücks, das nie gelandet,
Weil am Steuer saß das Weh.

Tränen, einst des Grams Gewinn,
Find' ich hier als Perlen wieder...
In die Tiefen steig' ich nieder,
Wenn ich nachts ohn' Schlummer bin.

Clara Forrer, Zürich.